

KONTINUITÄT IN DER GEGENWÄRTIGEN Liturgie? – Nicht selten ist festzustellen, daß gerade jenen, die sich von Amts wegen einem Sachbereich widmen, wesentliche Aspekte dieses Bereichs verborgen bleiben.

Im folgenden sollen unter dem Aspekt der Kontinuität einige Gedanken über die gegenwärtige Liturgie, namentlich die Eucharistiefeier, vorgelegt werden – Gedanken, die man bezeichnenderweise aus dem Mund von Priestern kaum hört, um so mehr aber aus dem zahlreicher Laien. Dabei geht es hier nicht um eine streng theologische Abhandlung, die sich unter eben diesem Aspekt mit der Eucharistietheologie befaßt (eine solche Abhandlung wäre sicher auch hilfreich!); vielmehr geht es vorab um eine Frage der Praxis, die freilich als kirchliche Praxis glaubensmäßig-theologische Hintergründe hat und sich auch wieder auf Glauben und Theologie auswirken wird: ist doch gerade *in liturgicis* die recht verstandene Praxis ein theologischer Ort.

Aus nicht wenigen Gesprächen mit gläubigen Katholiken läßt sich die Überzeugung gewinnen, daß die Kontinuität der liturgischen Texte eine entscheidende Vorbedingung der echten inneren Durchdringung dieser Texte und des darin angesagten Mysteriums ist bzw. war¹.

Bis vor wenigen Jahren haben viele Katholiken, wenn sie durch Krankheit oder sonstige Umstände am Besuch der Eucharistiefeier gehindert waren, sich zu Hause hingesetzt und »die Messe gebetet« (wie man etwas unglücklich sagte), nach dem Schott oder wonach auch immer. In gesunden Tagen hat man sich anhand eines Missales vor dem Meßbesuch auf die innere tiefere Mitfeier vorbereitet, indem man zuvor, auch tags zuvor, die Texte gelesen, gebetet, meditiert hat. Die Gläubigen wußten oder spürten, daß sie durch die Texte der Liturgie den authentischsten Zugang zur Liturgie und dem in ihr sich Ereignenden gewinnen konnten.

Gerade *wegen* der Tiefe der Texte und ihrer »Unverständlichkeit« für den bloß

flüchtigen Hörer – *diese* Unverständlichkeit hat noch nichts mit Leerformeln zu tun! – fühlte sich der einzelne veranlaßt, die Texte privat zu bedenken, denn nur so konnte er tiefer in sie eindringen; bei diesem Bestreben, den weniger verständlichen Texten der Liturgie um so mehr nachzusinnen, waren die Gläubigen geleitet von einem starken Vertrauen zur »je größeren« Kirche. Gerade für den Kranken bedeutete diese Praxis, daß er sich immer von »der« Eucharistie »der« Kirche konnte getragen wissen, zumal zur äußeren Gleichheit der Texte in allen Gemeinden auch noch das entschränkte Eucharistieverständnis kam, welches die einzelne Feier nicht ausschließlich und auch nicht einmal primär auf die jeweilige Ortsgemeinde bezog, sondern als *actio* der Gesamtkirche, auch der *fratres absentes*, ansah.

Sind eine solche Haltung und ein solches Verhalten heute noch möglich? Ich glaube kaum. So habe ich verschiedene Bekannte gefragt, gerade auch Alte und Kranke, die selber nicht zur Kirche gehen können: diese Praxis ist so gut wie ausgestorben. Warum? Weil sich die heutigen Texte dafür nicht

¹ Diese Ausführungen beziehen sich primär auf den Gemeindegottesdienst. Es soll also keineswegs bestritten werden, daß in besonders gelagerten Fällen (Gruppenmessen o. ä.) eine »Güterabwägung« notwendig werden kann: wenn nämlich mit großer Sicherheit anzunehmen ist, daß die an der betreffenden Eucharistiefeier Teilnehmenden, so wie sie nun einmal faktisch verfaßt sind, durch die Kontinuität der Texte *keine* Vertiefung ihres Glaubens und *keine* existentielle Aneignung des Opfers Christi werden finden können, daß sie vielmehr erst auf die behutsamste Art herangeführt werden müssen. Freilich wird sich diese gegenwärtig häufig geübte Praxis auch daraufhin befragen lassen müssen, ob sie nicht zu Unrecht die Eucharistiefeier »einsetzt« als Mittel der Verkündigung für die (wenn auch getauften) »Katechumenen« – wobei in vielen Fällen die Teilnehmer an solchen Meßfeiern selbst vom Bewußtseinsstand der »Katechumenen« klassischen Verständnisses noch weit entfernt sein dürften.

mehr eignen. Einmal sind durch die offiziellen Reformen (Lesejahre) nun auch die für den jeweiligen Tag vorgesehenen Texte für viele nicht mehr greifbar. Aber schwerer wiegt: wer sich heute doch zu einem solchen Beten und Meditieren der Messe entschließt, als Kranker etwa, weiß sich darin dann auch nicht mehr getragen von der Gemeinschaft der Kirche (sich konkretisierend in seiner Heimatgemeinde). Denn welche Überraschungen mag der dortige »Gemeindeleiter« für diesen Sonntag ersonnen haben? Aus demselben Grund wird wohl kaum jemand noch sich anhand der Meßtexte – der Gebete sowohl als auch der Perikopen – auf die Feier der Hl. Messe vorbereiten: er trifft ja doch mit einiger Sicherheit die falschen Texte².

Aber wäre damit geholfen, wenn jeder Priester, der eigene Texte zu verwenden beabsichtigt, diese rechtzeitig zuvor bekanntgäbe? Ganz abgesehen davon, daß das Be-

wußtsein »Die Kirche betet heute . . .« auch dann nicht gegeben wäre: wohl niemand würde auf solche Weise privat und still die Texte meditierend verinnerlichen, und dies wiederum aus zwei Gründen, die freilich zusammenhängen:

1. Die Qualität vieler solcher Texte ist (theologisch wie sprachlich) oft so schlecht, daß man durchaus nicht gut daran täte, diese Texte in sich einzulassen, sie zu internalisieren, sich von ihnen tragen zu lassen! Soll man doch im wesentlichen »heile Bilder« meditieren, nicht aber chaotische Bilder; dasselbe muß für die Sprache (als »Bild der Wirklichkeit«) gelten, und *a fortiori* für die liturgische Sprache: Sie muß *inhaltlich heil* sein, es muß also unsere »Heilung« angekündigt werden; darüber hinaus muß sie unter *bloß-sprachlichem* Aspekt *heil* sein, darin ihren Inhalt abbildend. Von den heute von Fall zu Fall erarbeiteten Texten eignet sich wohl nur recht wenig für diese Art des Hörens und Lesens. Wenn der oben benannte Umgang mit den liturgischen Texten unter den Gläubigen sehr zurückgegangen ist, so ist dies durchaus nicht gleich in Zusammenhang zu bringen mit nachlassendem Glaubenseifer oder ähnlichem; vielmehr kann hier eine, wenn auch mehr ahnende als sich selber benennen könnende Erkenntnis zugrundeliegen.

2. Aber selbst wenn ein Text noch so gut ausgearbeitet wäre – die Gläubigen würden ihn wohl kaum zum Gegenstand ihres privaten Betens und Betrachtens machen, und zwar einfach wegen seiner Kurzlebigkeit! Wie sehr hat man doch früher nachgedacht, welchen Sinn »die Kirche« (!) wohl mit dieser oder jener Oration verbunden wissen will! Wie geduldig, mit welcher Liebe hat man oft einzelnen Worten nachgesonnen! »Die Kirche« war dabei auch die Kirche aller Zeiten, dem Alter zahlreicher dieser Texte entsprechend. Über diese Wahrheiten nachzudenken hatte sich gelohnt – das wußte auch das sogenannte einfache Volk. Niemand aber wird sich heute veranlaßt sehen, längere Zeit darüber nachzudenken und zu meditieren, welchen Sinn wohl der »Gemeindeleiter« einem Text beigelegt wissen

² Ein Einwand drängt sich auf: Ist hier die Einheit der Liturgie nicht zu äußerlich gesehen? Hängt diese denn tatsächlich an den Texten und Riten? Geht es nicht vielmehr um die Einheit des Geschehens? So richtig dieser Gedanke ist: Er übersieht, daß die Liturgie als vom Menschen (wenn auch instrumental) rituell vollzogenes Tun das sich in ihr Ereignis abbildet; soll die Einheit und Kontinuität des Geschehens (oder besser: sein »Ein-für-allemal«) liturgisch-symbolhaft abgebildet werden, so wird diesem Ziel nur eine (relative) Kontinuität der Texte und Riten dienen können. Offenkundig geht das Schwinden der Kontinuität zeitlich einher mit dem Schwinden des Bewußtseins, in der Eucharistiefeier in ein Geschehen einbezogen zu werden, das aus sich heraus die Grenzen von Raum und Zeit, von Nation, Klasse, Rasse, Mentalität, Sympathie . . . wesentlich überschreitet. Wer wollte hier ein bloß zufälliges Zusammentreffen behaupten? Der Mensch ist nun einmal darauf angewiesen, innere Gehalte durch äußere Zeichen, vornehmlich durch die Sprache, vermittelt zu bekommen; es gehört zur Tugend der Liturgie, sich darauf einzustellen. Und dies gilt dann natürlich auch für die Vermittlung des objektiven Ein-für-allemal des Heiles.

will, was er sich damit gedacht haben mag; denn das lohnt sich ja nicht, in einem echten Sinn. Kurz: der heute oft so begrüßte Charakter der liturgischen Texte als »Gebrauchstexte« und damit ihre Annäherung an die Warenwelt macht in den meisten Fällen eine tiefere Besinnung über sie unmöglich.

Das alles sind nicht nur rein äußerliche Fakten; dahinter steht die Frage nach der Liturgie als dem Tun »der« Kirche. Sollte dieser Gedanke abhanden kommen (und darüber schweigen heißt, sein Abhandenkommen zu fördern), so wäre das nicht nur unter pastoralem Gesichtspunkt zu bedauern, sondern es wäre darüber hinaus auch eine ungemaine theologische Verarmung. Es ist eine Frage der Theologie, oder besser: des Glaubens, und nicht nur eine Frage der äußeren Realisation, ob die Eucharistiefeyer Tun der zufällig hier versammelten Gemeinde oder Tun der Kirche ist. In ersterem Fall dürfte das Tun bald vom Wesen her als langweilig erscheinen, und die Beteiligung ginge – nicht ganz zu Unrecht, meine ich – weiter zurück. In ersterem Fall dürfte es auch schwer sein, eine Ekklesiologie zu entwickeln, die den Glauben an das primäre Tun Christi ermöglicht, dessen Instrument dann das Tun des Priesters und der Gemeinde ist. Die Überzeugung von der Eucharistie als *actio* der Gesamtkirche steht (theologisch wie psychologisch) in engem Zusammenhang mit dem vollen Glauben an die eucharistische Gegenwart Christi und seines Opfers: wie soll die jeweils versammelte Gemeinde diese Wirklichkeit ins Werk setzen können? Aus sich heraus? In jeweils neuem Auftrag? – Wird die Gesamtkirche aus der Eucharistietheologie ausgeschlossen, so drängt sich für das Tun der einzelnen Gemeinde bald der Magievorwurf auf, und ihm zu entgehen, läßt man leicht den Realitätsgehalt dieses sinnbildlichen Tuns zurücktreten.

Mancher wird freilich begrüßen, daß es so unmöglich wird, »die Messe zu beten« oder sich (»privatistisch«) durch Einzelmeditation darauf vorzubereiten. Aber man soll doch nicht übersehen, daß gerade diese Art

der eucharistischen Frömmigkeit außerhalb der aktuellen Meßfeier das Verständnis für die Mitfeier sehr zu fördern geeignet war; ähnliches gilt ja auch von der im engeren Sinn verstandenen eucharistischen Frömmigkeit außerhalb der Messe (Andachten . . .). Der Grund dafür ist nicht nur psychologisch (etwa: »Einstimmung«), sondern auch theologisch: das existentielle Sich-Hineingeben in das Opfer.

Hinter diesen Überlegungen steht die Frage nach dem »objektiven Gebet« »der« Kirche. Der Kirche nämlich, die je schon vor mir betet und feiert und dies auch nach mir tun wird, wenn ich mich abwende, und auch, wenn die – oft zum Nabel gewordene – Ortsgemeinde hier nicht mehr existiert. Das scheint mir das Wichtigste zu sein: daß wieder deutlicher gesehen wird, daß die Liturgie immer ein Je-Größeres, ein Je-vor-mir ist, darin die gesamte christliche Existenz abbildend; daß ich mich somit nötigenfalls – und es ist immer nötig! – auch anstrengen muß, um mich dort hineinzufinden. So darf die Liturgie in Sprache und Ritus ruhig einmal etwas unverständlich sein; der Gläubige, der in der Tradition der Kirche und ihres liturgischen Lebens steht, wird angesichts unverständlicher Stellen der Liturgie immer den tieferen Sinn gerade dieser Stellen präsumieren und sich darum bemühen, kaum aber sich beklagen über diese Unverständlichkeit. – Umgekehrt wird der Gläubige, der daran gewöhnt worden ist, immer sofort akzeptable Texte angeboten zu bekommen, sich ganz zu Recht über den schlechten Service beklagen, wenn er einmal etwas nicht versteht, zumal er keine Veranlassung hat zu der Annahme, es sei noch ein besonderer, tieferer Sinn aufzuspüren und zu er-leben.

Das objektive Gebet der Kirche ist ein Gebet, zu dem hin ich mich gegebenenfalls auch zwingen muß, in dem meine *objektive* Situation vor Gott zur Sprache kommt und nicht meine zufällige Gestimmtheit, so bedrückend oder erhebend diese auch sein mag. Sie zu artikulieren gibt es andere Räume.

Dieses Sich-Hineingeben-Wollen in das »objektive Gebet«, in den »objektiven Sinn« – wie man mit anderer Spitze auch modern

sagen könnte –, scheint ein so wesentliches Streben des Menschen zu sein, daß sich aus der Unerfüllbarkeit dieses Strebens im Rahmen der Liturgie der Rückgang der Liturgiefreudigkeit sicher mit-erklären läßt. An bloß subjektivem »Sinn« – der eben nicht gegen den Verdacht des »Unsinnns« geschützt ist – ist niemandem gelegen, und so ist auch kaum jemand existentiell an den Gebetsformulierungen des Gemeindeleiters interessiert. Ferner: in vielen Fällen mag man sich, ohne notwendigerweise des Hochmuts gescholten zu werden, fragen: Wer berechtigt diesen Priester, diesen (gerade im Sinne einer modernen Amtstheologie) so sehr seines Amtes entblößten Mann, wer berechtigt diesen Menschen, mir solches oder ähnliches vorzulegen? Warum denn soll ich so beten wie er? Wie weist sich seine Spiritualität als für die meine richtunggebend aus? Warum sollen mir meine Sorgen nicht ausreichen dürfen? Woher kann er das beurteilen? Vielleicht hat er keine Sorgen – der Glückliche! – und kann sich so mit Vorwand-Sorgen der »Welt« behängen; das mag ich ihm zugestehen. Aber ich werde ihm nicht zugestehen, daß er damit gleichzeitig auch meine Sorgen und Freuden als unwichtig, unernt, überflüssig wegwischt, als seien sie es von vorneherein nicht wert, vor Gott getragen zu werden! Hinter vielem Welt-Besorgen steht ein solcher existentieller Unernt, daß es schon ganz einfache Menschen braucht, um dies festzustellen.

Wenn nicht alles täuscht, sehen viele Priester die Feier der Heiligen Messe zunehmend unter dem Aspekt: Was kann ich daraus machen? Dem korrespondiert bei den Teilnehmern der Eucharistiefeyer die ebenfalls zunehmende Beobachtungshaltung: Was hat er daraus gemacht? Wer kann es besser? – Ins Abseits gerät die Betrachtung dessen, was Er selbst, Christus, in der Eucharistie (an uns) tut.

Gerade der Priester wird gut daran tun, der Liturgie wieder als Hörender zu begegnen und nicht nur als Machender. Wenn bisher die Spiritualität des Priesters sich sehr nährte aus dem Hören auf die Liturgie –: Was soll heute an dessen Stelle tre-

ten? Gehört es nicht wesentlich zum existentiellen Vollzug des Priestertums, sich als Diener eines »Größeren«, »Objektiven« zu sehen und gerade dieses Objektive den Menschen vermitteln zu wollen? – Selber Laie, will ich diesen Gedanken hier nicht weiter verfolgen.

Die »objektive Liturgie«³ birgt so starke heilende, sinnvermittelnde Potenzen in sich, daß man darangehen sollte, diese wieder freizulegen und Priestern wie Laien zugänglich zu machen.

Jürgen Thomassen

BUCHSTABIERÜBUNGEN (V). – AUF Grund von was »glaubt« der platonische Sokrates? – Um Glauben nämlich handelt es sich durchaus, wenn er zum Beispiel ein Gericht nach dem Tode erwartet. Im ganzen Werke Platons findet sich dafür nicht einmal der Versuch einer rationalen Argumentation. Es gibt Argumente für die Unzerstörbarkeit der Seele, ja. Für alles aber, was über das Leben auf der anderen Seite des Todes sagt, beruft sich Platon auf den Mythos, auf eine Auskunft also, die jedenfalls nicht von ihm selber stammt; er ist der Nacherzähler, aber nicht der Autor, ausdrücklich nicht. An diese »von alters her« überkommene Geschichte, die wie eine Konklusion an das Ende dreier großer Dialoge gesetzt ist, glaubt Sokrates – und Platon selber wohl auch. »Du nimmst es als eine bloße Geschichte; ich aber halte sie für Wahrheit; und weil sie wahr ist, darum erzähle ich sie dir.« So heißt es etwa im »Gorgias«. Der also Angeredete ist Kallikles, ein sophistisch geschulter Machtpraktiker, für den im Grunde kein Argument gilt, es sei denn das der Gewalt. – Die Meinung allerdings, der Mythos vom Totengericht sei eine bloße Geschichte, findet bekanntlich weithin gelehrte Zustimmung. Und in der Tat ver-

³ Gehört die Objektivität klassischerweise zur Definition der Liturgie als solcher, so hat es heute doch einen Sinn, nochmals betont von »objektiver Liturgie« zu sprechen.